

Seite 3



BERLINER ZEITUNG/PAULUS PONIZAK (3)

Die Müllerhalle im Berliner Bezirk Wedding wird nach sechzig Jahren abgerissen. Anstelle der Marktstände für Einzelhändler entsteht dort ein großes Selbstbedienungskaufhaus.

BERLIN. Die Sonnenstrahlen, die durch die gläsernen Eingangstüren der Halle fallen, treffen im Flur auf nackte Wände. Sie dringen gar nicht bis ins Innere des grauen Betonbaus vor. In den Gängen des Marktes sorgen staubige Neonröhren für schummriges Licht. Aber kaum jemand stört sich daran, denn die meisten Verkaufsstände werden ohnehin geschlossen bleiben. Nur eine Handvoll hat noch geöffnet. Die Müllerhalle im Berliner Bezirk Wedding liegt in ihren letzten Zügen. Staubige Vitrinen, verschlossene Läden, schief hängende Werbeschilder sind stille Zeugen des Verfalls. Und dennoch können sich die verbliebenen Geschäftsleute nur schweren Herzens trennen, sie halten an den alten Zeiten fest. Zeiten, an die zwischen Flipperautomaten und Plastikstühlen nicht mehr viel erinnert.

„Früher war es in der Halle hell und bunt, alle hatten Reklame angebracht und die Schaufenster herausgeputzt“, sagt Heinz Herfort, dem man seine achtzig Jahre nicht ansieht. Er trägt eine grüne Schürze und die Brille auf der Nasenspitze. Die Ärmel hat er hochgekrempelt, als würde es hier ewig weitergehen. „Es gab keinen Leerstand, im Gegenteil, wer hier einen Stand mieten wollte, musste lange Wartezeiten in Kauf nehmen.“ Herfort gehört zu jenen, die den steten Niedergang der Müllerhalle miterleben mussten. Er erinnert sich an die Zeiten in den Siebziger- und Achtzigerjahren, in denen die Besucher in Pelzmänteln das Geld mit vollen Händen ausgaben, wie er sagt. Dann kam die Wende, die Mieten stiegen, und die ersten Geschäftsleute verließen das Haus.

Im September wäre er fünfzig Jahre in der Müllerhalle gewesen. Ein Jubiläum, das Heinz Herfort gern in seinem kleinen Laden gefeiert hätte. Doch dazu wird es nicht kommen. Die Müllerhalle wird abgerissen. Demnächst kommen die Bagger. Fotos, alte Hallenpläne, Zeitungsausschnitte und seine Erinnerungen sind alles, was er mitnimmt, wenn er am Dienstag sein Geschäft für immer schließt.

Mit dem Taxi zur Arbeit

Die Müllerhalle wurde im Sommer 1950 auf dem Gelände eines ehemaligen Hundefriedhofes eröffnet, direkt an der Müllerstraße zwischen den U-Bahnhöfen Seestraße und Rehberge. In einem Dutzend Läden und an über dreißig Ständen konnten die Kunden einkaufen. Von der Rossschlachtere über ein Schokoladengeschäft bis hin zum Kurzwarenladen gab es so ziemlich alles. Und eben auch eine Schuhmacherei. In der Heinz Herfort 1962 als Geselle anfang. „Ich kam aus einem Arbeiterquartier in Kreuzberg, die Nachkriegsjahre waren überstanden, es ging langsam bergauf“, sagt er. In den Händen hält er eine

schwarze Stiefelette, die er bis zum Schließtag noch fertigbekommen muss. „In den ersten Jahren florierte das Geschäft, wir hatten jede Menge Arbeit.“ Es habe Zeiten gegeben, in denen jede Nacht um zwei Uhr ein Taxi vor seiner Haustür stand, um ihn abzuholen. „Wir haben immer unter Hochdruck gearbeitet.“

Fünf Jahre nach ihm fing auch seine Frau Helga in dem Geschäft an. Die Arbeit im Laden sei allein nicht mehr zu bewältigen gewesen. Helga Herfort kümmerte sich um die Kunden und schmückte die Auslagen. 1975 übernahm das Ehepaar das Geschäft, Herfort machte seinen Meister, bildete Gesellen aus. Ins Gehege gekommen sind sich die Eheleute nie. „Wir hatten beide unseren Bereich“, sagt Helga Herfort und zupft sich mit einer schnellen Bewegung die graue Dauerwelle zurecht. „Heinz war in der Werkstatt und ich im Verkaufsräum.“

Sogar einen Hutsalon gab es

In den Wirtschaftswunderjahren füllten sich die Börsen der Menschen und auch die Kasse der Schuhmacherei. „Früher haben wir die Müllerstraße den kleinen Kurfürstendamm genannt“, sagt Helga Herfort, „schicke Geschäfte hatten wir hier, sogar einen Hutsalon gab es und den Schürzenpaule, bei dem konnte man alles kaufen.“ Auch die sogenannte Berlinzulage, der Zuschuss für alle in West-Berlin arbeitenden Menschen, spülte Geld in die Taschen. „Irgendwann haben wir sogar Kerzen in unser Sortiment aufgenommen“, sagt der Schumacher. „Eine große, schwere Kerze kostete 175 DM, und die Leute haben das ohne mit der Wimper zu zucken bezahlt.“ Heute verkaufen sich an manchen Tagen nicht mal mehr die Schnürsenkel für einen Euro, die Schaufenster sind leer. Nur in den Regalen stapeln sich nach wie vor die braunen Papiertüten mit den reparierten Schuhen. „Alle bringen ihre Schuhe schnell nochmal zu uns, bevor wir schließen.“

Abschleifen, kleben, tackern, fräsen, schwabbeln, polieren – 7,50 Euro kostet die Erneuerung eines Absatzes. Heinz Herfort greift mit seinen kräftigen Händen, auf denen schwarzer Staub klebt, die schwarze Stiefelette am Hacken, blickt sie für zwei Sekunden an und macht sich an die Arbeit. In fünf Minuten ist der neue Absatz am Schuh. Zum Schluss trägt er noch ein bisschen Polierwachs auf. „Das ist meine Macke“, sagt er, „ein polierter Schuh ist einfach schöner.“

Das Erneuern von Absätzen macht heutzutage ein Großteil der Arbeit aus. Früher hat Heinz Herfort auch selber Schuhe hergestellt, aber die Zeiten sind schon lange vorbei. „Niemand hat mehr das Geld für handgefertigte Schuhe. Die billige Massenware aus China und Taiwan hat den Markt dafür längst ruiniert.“ Heute sei

Abschied von früher

Sie ist hässlich, unwirtlich, überholt. Die Müllerhalle im Wedding ist einer jener Orte in der Stadt, um deren Verschwinden es einem nicht leid tun muss. Doch für die Händler und Handwerker, die dort sechzig Jahre lang ihre Geschäfte betrieben haben, wurde sie oft auch ein zweites Zuhause

VON KRISTIN OEING



Geschäftsschluss: Helga und Heinz Herfort schließen ihren Laden in der Müllerhalle in Wedding. Der gelernte Schuhmacher hat dort vor fünfzig Jahren als Geselle angefangen.



nicht mal mehr jeder Schuh zu reparieren, sagt er. „Bei dem ganzen Plastik- und Synthetikmaterial lohnen sich keine neuen Absätze.“

Das langsame Sterben der Müllerhalle begann in den Neunzigerjahren. „Im Wedding gab es einen großen Zustrom von Gastarbeitern, eine Klientel mit wenig Geld. Gleichzeitig sind viele Deutsche weggezogen“, sagt Heinz Herfort, „als dann 2002 der Euro eingeführt wurde, standen die ersten Geschäfte leer.“ Nach und nach verließen die Händler die Halle. „Mit jeder Geschäftsaufgabe kamen weniger Kunden.“ Ein Teufelskreis. Der Hallenmeister, der jahrzehntelang für die Ordnung gesorgt hatte, wurde abgesetzt. Die Lautsprecherdurchsagen, die auf neue Angebote aufmerksam machten, verstummten. So kam eins zum anderen. Vor zwei Jahren gab es dann zum ersten Mal Gerüchte um eine Schließung der Halle. Vor einem Jahr wurde daraus Gewissheit.

„Wir haben Baufreiheit“, sagt Tanja Lier, die Leiterin des zuständigen Stadtentwicklungsamtes. „Die Halle steht nicht unter Denkmalschutz. Der Abbruch wurde vom Eigentümer ordnungsgemäß angezeigt, der Bauantrag für das neue Gebäude ist in Bearbeitung.“ Die Firma Kaufland will hier einen SB-Markt eröffnen, obwohl nur hundert Meter weiter bereits ein großer Supermarkt steht. Einige kleine Geschäfte an der Front zur Straße soll es auch wieder geben. Es heißt, der Standort an der Müllerstraße solle wieder attraktiver werden.

Die Geschichte über die Berliner Müllerhalle – sie könnte überall spielen. Die deutschen Großmärkte verdrängen den Einzelhandel. Es ist der Untergang einer Einkaufskultur, ein weiterer Sieg für die großen Ketten. Grundversorger sind die deutschen Markthallen schon lange nicht mehr. Einst lösten sie die als unhygienisch geltenden Märkte ab, heute übernehmen Supermärkte und Discounter ihre Aufgabe. Die wenigen Überlebenden, wie etwa die Marheineke-Halle in Kreuzberg, haben ihre Nische gefunden, sie bieten Spezialitäten.

Im Wedding ist das Angebot jedoch jahrelang unverändert geblieben. Wer heute die Halle betritt, fühlt sich zwanzig Jahre zurückversetzt. Für die einen ist das furchtbar, für die anderen vertraut. Aber Sentimentalitäten kann sich die Stadt nicht leisten. Und so wird verschwinden, was einst für viele Menschen ihr zweites Zuhause war.

Monika Pioch betreibt in der Müllerhalle das letzte von drei Fischgeschäften. Heringe, Lachs, Krabbensalat, bei ihr gab es alles. „Als sich die Gerüchte von der Schließung schließlich bewahrheiteten, konnte ich monatelang nicht schlafen“, sagt die 54-jährige Inhaberin. „Erst im März haben wir ein

neues Ladengeschäft an der Müllerstraße gefunden. Jetzt bin ich ruhiger.“ Monika Pioch ist im Wedding aufgewachsen, schon als Kind ging sie zum Einkaufen in die Müllerhalle. Seit 24 Jahren verkauft sie hier frischen Fisch und betreibt nebenher einen kleinen Imbiss. „Ich mache dir einen Kaffee, Schatz“, sagt sie zu einer adretten Frau mit roter Dauerwelle und gibt ihr ein schnelles Küsschen auf die Wange. Die Stammkunden sind ihr treu geblieben, sie stehen auch heute wieder auf dem nackten Betonboden und essen ihren Rollmops.

Monika Pioch wäre gern geblieben. „Ich hatte mir gewünscht, bis zur Rente in der Müllerhalle auszuhalten, aber nun ist es anders gekommen.“ Ihr Vertrag lief noch bis zum Jahr 2018, sie bekam eine Abfindung, die sie gnädig stimmt, auch wenn es nicht genug Geld ist, um die neue Ladeneinrichtung zu finanzieren. „Aber man muss ja auch vernünftig sein, irgendwann hätten wir rausgehen müssen, der finanzielle Druck ist in den letzten Jahren so groß geworden, dass ich am Ende schon nicht mehr wusste, wie ich die Rechnungen bezahlen sollte“. Vier ihrer acht Angestellten musste sie bereits entlassen. Monika Pioch sagt, das sei das Schlimmste für sie gewesen. Das neue Ladenlokal, befürchtet sie, werde wohl nie den gleichen Charme besitzen wie die Markthalle. „Die Halle war immer ein Anlaufpunkt für die Leute aus dem Kiez, hier konnten sie nicht nur ihre Besorgungen erledigen, sondern auch ihre Nachbarn treffen. So wird das nie wieder sein.“

Mittags Stullen und Würstchen

Die Müllerhalle war eine Gemeinschaft von Kaufleuten, Handwerkern und Gastronomen. Ein kleiner Mikrokosmos in Berlin, in dem jeder jeden kannte. „Wir haben immer zusammeng gehalten“, sagt Heinz Herfort, der Schuster. „Wir haben zusammen gefeiert, uns auch mal gegenseitig ausgeholfen, wenn die Zeiten schlechter waren.“ Seine Maschinen wird er einlagern, diese Geräte zu verschrotten, die ihn über Jahrzehnte begleitet haben, komme für ihn nicht in Frage.

„Sieh mal, ob du da noch was machen kannst“, sagt Helga Herfort und reicht ihrem Mann einen Damenschuh, den eine ältere Frau gerade bei ihr abgegeben hat. Vielleicht ist sie die letzte Kundin.

Seit 59 Jahren sind die Herforts verheiratet. Sie haben schwere Zeiten überstanden und werden auch das Ende der Müllerhalle überstehen. „Endlich werde ich mal Zeit haben, ordentlich zu kochen, dann müssen wir nicht mehr jeden Mittag Stullen und Würstchen essen“, sagt sie. Dann blickt sie auf ihren Mann, knetet die Hände, atmet tief durch und sagt: „Aber meinem Mann wird es ein bisschen schwererfallen.“